

# DIE SYNTAX DES GESPALTETEN ICH

## Sprache und Identität in den Rönne-Novellen von Gottfried Benn

NADIA CENTORBI  
UNIVERSITÀ DEGLI STUDI DI MESSINA

**Abstract** – The essay concentrates itself on the interrelationships between epistemological and linguistic reflections concerning the crisis of modern subjectivity in Gottfried Benn’s Rönne cycle. The first section of the essay offers an approach to the scientific and epistemological background of the crisis of modern subjectivity, that Benn dealt with in his early work. In the second section, the collapse of humanist notions of subjectivity is brought into connection with Rönne’s linguistic attempts at adjustment. Rönne’s efforts focused on the “creation of a new syntax” are articulated in different phases, which this essay attempts to analyze from the point of view of stylistic analysis, thought rendering and text semantics.

**Keywords:** Gottfried Benn; Rönne-Cycle; crisis of modern subjectivity; language and formation of selfhood; interior monologue.

### 1. Das Ich-Problem im Bennischen Frühwerk

Abgesehen vom Prosastück *Gehirne*,<sup>1</sup> das im Juli 1914 kurz vor Kriegsausbruch verfasst wurde, entstanden die Novellen des Rönne-Zyklus (*Die Eroberung, Die Reise, Der Geburtstag, Die Insel*) zwischen 1915 und 1916 mitten im Krieg, als der Militärarzt Benn, nach der Besetzung Belgiens durch deutsche Truppen, in einem Prostituiertenkrankenhaus in der Brüsseler Vorstadt St. Gilles tätig war. In dem „ganz isolierte[n] Posten“ hatte Benn „wenig Dienst“, konnte „in Zivil gehen“, war „mit nichts behaftet“, zog sich in die Einsamkeit zurück, als sei ihm erst in der fremden Umgebung „eine Art innerer Konzentration, ein Anregen geheimer Sphären“ (PuA, S. 314) bewusst geworden: „[ich] hing an keinem, verstand die Sprache kaum; strich durch die Straßen, fremdes Volk; [...] das Leben schwang in einer Sphäre von Schweigen und Verlorenheit, ich lebte am Rande, wo das Dasein fällt und das

<sup>1</sup> Die Werke von Gottfried Benn werden im Folgenden entweder nach der Stuttgarter Ausgabe der sämtlichen Werke unter Abkürzung SW nach Band- und Seitenzahl oder nach der 2006 von Bruno Hillebrand herausgegebenen Ausgabe *Prosa und autobiographische Schriften* unter Abkürzung PuA zitiert.

Ich beginnt“ (SW III, S. 127). „Dort wirkte Rönne in Hochblüte“ (SW III, S. 431):

da entstand Rönne, der Arzt, der Flagellant der Einzeldinge, das nackte Vakuum der Sachverhalte, der keine Wirklichkeit ertragen konnte, aber auch keine mehr erfassen, der nur das rhythmische Sichöffnen und Sichverschließen des Ich und der Persönlichkeit kannte, das fortwährend Gebrochene des inneren Seins und der, vor das Erlebnis von der tiefen, schrankenlosen mythenalten Fremdheit zwischen dem Menschen und der Welt gestellt, unbedingte der Mythe und ihren Bildern glaubte. (PuA, S. 314)

Dr. Werff Rönne,<sup>2</sup> der als Projektionsfigur Benns unverwechselbar autobiographische Züge<sup>3</sup> trägt, weist weitgehend auf das Ich-Problem zurück, mit dem sich Benn in seinen dichterischen und essayistischen Anfängen auseinandergesetzt hatte.

„Das Problem“, das Rönne quält, heißt in erster Linie: „wie entsteht, was bedeutet eigentlich das Ich?“ (PuA, S. 316). Die Frage trat bei Benn schon in der Zeit des Medizinstudiums auf, als er im Oktober 1909 neben den „für seine Zukunft entscheidenden Vorlesungen“ (Hof 2011, S. 57) über Haut- und Geschlechtskrankheiten (sein künftiges Fachgebiet) und über Heeres- und Gesundheitspflege und Pathologie auch die Psychiatrie-Vorlesung des Freud-Gegners Theodor Ziehen hörte, dessen Forschungsschwerpunkt die experimentelle physiologische Psychologie war. Im Gegensatz zur Psychoanalyse bestreitet die Assoziationspsychologie von Benns Lehrer Ziehen „die Existenz unbewusster Vorgänge in der menschlichen Psyche und knüpft an das experimentelle Paradigma der Psychologie der Jahrhundertwende an“ – sie besteht insbesondere „auf der Autonomie bzw. Autopoiesis des psychischen Geschehens, deren Vorstellungsbildungen eher den Gesetzmäßigkeiten der Assoziation und weniger den empfundenen Reizen folgen“ (Hanna, Reents 2016, S. 57). In dem 1910 in den „Grenzboten“ erschienenen *Beitrag zur Geschichte der Psychiatrie*, womit der junge Unterarzt Benn suchte, „seinem Lehrer Theodor Ziehen zu imponieren“ (Hof 2011, S. 105), fasst er die Resultate der frühen psychophysischen Experimente von Magendies und Flourens im 19. Jahrhundert zusammen, als man „an eine Stelle gekommen“ war, wo die beiden Lebensbereiche, das Physische und das Psychische,

<sup>2</sup> Obwohl die „Geburtsstunde von Rönne“ (SW I, S. 429) im Juli 1914 ist, trat der Name „Dr. Rönne“ schon 1914 in der Szene *Ithaka* auf, während der flämische Vorname *Werff* zum ersten Mal im Prosastück *Der Geburtstag* erscheint.

<sup>3</sup> In der Novelle *Gehirne* vertritt Rönne den Chefarzt eines Lungenanatoriums und hat „tatenlose Monate“ hinter sich – auch Benn hatte „tatenlose Monate“ als Schiffsarzt auf einer Reise nach New York verbracht, bevor er eine Vertretung in der Lungenheilstätte in Bischofsgrün/Fichtelgebirge nahe Bayreuth übernahm.

„zusammengeknötet“ erschienen: „Und damit stand man vor etwas unerhört Neuem in der Geschichte der Wissenschaften: das Psychische, das πνεῦμα, das Über- und Außerhalb der Dinge, das Unfaßbare schlechthin ward Fleisch und wohnte unter uns“ (SW III, S. 9). Eine „Wendung in der Geschichte der Seelenlehre“ stellt dabei Johannes Müllers These „nemo psychologus nisi pshysiologus“ dar und die damit verbundene Anerkennung der Zugehörigkeit der Neurologie zum Arbeitsgebiet der Psychiatrie: „Seele – Großhirnrinde; Seelenerkrankungen – Großhirnrindenerkrankung“ (SW III, S. 10).

Benns frühe Beschäftigung mit der Hirnforschung, „die sich wie ein roter Faden durch sein Gesamtwerk zieht“ (Hof 2011, S. 105), überträgt jedoch bald das psycho-physische Verhältnis der medizinischen Psychologie ins Erkenntnistheoretische.<sup>4</sup> Das ursprünglich wissenschaftliche Interesse für die Psychiatrie führte ihn bald zur kritischen Infragestellung der Legitimierung der Wahrheitsbehauptungen und der formalen Methode der Schulmedizin: „Ich war ursprünglich Psychiater gewesen, bis sich das merkwürdige Phänomen einstellte, das immer kritischer wurde und darauf hinauslief, dass ich mich nicht mehr für einen Einzelfall interessieren konnte“ (SW III, S. 128). Schon 1911 kommt Benn in dem fiktionalen Prosatext *Unter der Großhirnrinde* zur polemischen Diskreditierung des wissenschaftlichen Rationalismus, der Jahrtausende latent geblieben war, „wie eine Krankheit viele Jahre latent bleiben kann“, bevor er „vor hundert Jahren“ plötzlich zum Ausbruch kam „wie eine Seuche über die Welt [fraß], bis schließlich nichts mehr übrig blieb als das große fressende herrschsüchtige Tier: der erkennende Mensch“ (SW VII/1, S. 359).

Die Erkenntnisskepsis und die daraus resultierende Demontage eines linearen Modells für die Subjekt-Objekt-Beziehung wird auch von dem Dichter im Neurologischen hypostasiert, wobei er den Bankrott des Denkzentrums (subsumiert unter den leitmotivischen Bildern von Gehirn, Hirn, Stirn, Kopf usw.) inszeniert und den rationalistischen Parallelismus von Gehirn und Bewusstsein als fragwürdig erklärt. In den aufbrausenden Versen der 1913 in der „Aktion“ erschienenen *Alaska*-Gedichte, führt die Frage nach dem Leib-Gehirn-Verhältnis zur drastischen Abschaffung des optimistischen Rationalismus, wobei das Gehirn, als die Matrix der Intelligibilität bzw. des rational-erkennenden Zuganges zur Wirklichkeit, einem krankhaften („O wehe Stirn! Du Kranke!“, SW I, S. 25) und somit plagendem Identitätszentrum entspricht: „Ein schmerzlicher Auswuchs, / Von irgend einer Seuche aufgetrieben / Aus eurem kleinen, runden, furchenlosen / Leib-

<sup>4</sup> Vgl. Benn G., *Medizinische Psychologie* (SW III, S. 22): „Die Medizin von heute bekennt sich unumwunden zu dem Standpunkt „bedingungsloser Ablehnung“, ihrerseits psychologische Folgerungen aus anatomischen und pathologischen Befunden zu ziehen. Sie hat alle Hände voll mit anderen Dingen zu tun; sie überläßt die Regelung dieser Fragen der Erkenntnistheorie und der kritischen Psychologie“.

Gehirnchen, ist unsere Seele“ (SW II, S. 27); „Das Gehirn ist ein Irrweg. Stein fühlt auch das Tier. / Stein ist. Doch was ist außer Stein? Worte! Geplärr! (langt sich sein Gehirn herunter) / Ich speie auf mein Denkzentrum“ (SW I, S. 29).

Die rabiate Reaktion gegen die Methoden und Ergebnisse der induktiven Wissenschaft kulminiert in einer Gewalttat in der 1914 in den «Weißen Blättern» erschienenen Szene *Ithaka*, in der die Figur des Assistenzarztes Dr. Rönne zum ersten Mal auftritt. Rönne rebelliert sich hier gegen den wissenschaftlichen Rationalismus, der vom Professor Albrecht verkörpert wird. Seine wilde Reaktion betrifft nicht bloß die epistemologische Kluft zwischen Wissenschaft und Poesie, sondern vielmehr seine Machtlosigkeit vor der Tatsache, dass jede geistige Erfassung der Welt unauflöslich an zerebrale Strukturen gebunden ist, wobei „jede Erkenntnis durch das denkende Gehirn [...] vermittelt [ist]“ (Berning 2021, S. 233) und sie sich mit dem „Ignorabimus“ (SW VII/1, S. 11) zu begnügen hat. Für Rönne ist es demzufolge ein „Martyrium unter der Diktatur des Gehirns existieren zu müssen“.<sup>5</sup>

Ich habe den ganzen Kosmos mit meinem Schädel zerkaut! Ich habe gedacht, bis mir der Speichel floß. Ich war logisch bis zum Koterbrechen. Und als sich der Nebel verzogen hatte, was war denn alles? Worte und Gehirn. Worte und Gehirn. Immer und immer nichts als dies furchtbare, dies ewige Gehirn. An dies Kreuz geschlagen. In dieser Blutschande. In dieser Notzucht gegen die Dinge [...]. (SW VII/1, S. 12)

Die „Regression in Zustände der Noch-nicht-Bewußtheit“ (Brunner 1997, S. 225), die in den Rönne-Novellen durch das „südliche Wort“ bzw. den „ligurischen Komplex“ evoziert wird, wird schon in der Szene *Ithaka* zum programmatischen Gegenmodell zum abendländischen Rationalismus: „O so möchte ich wieder werden: Wiese, Sand, blumendurchwachsen [...] Keine Stirne mehr. Man wird gelebt [...] Das Gehirn ist ein Irrweg. [...] Alle meine Zusammenhänge hat es mir zerdacht“ (SW VII/1, S. 13).

Benns Ablehnung des thomistischen Erkenntnisbildes, der *adaequatio rei et intellectus* bzw. des Identitätssatzes von Denken und Sein, demontiert nicht nur den zentralen Maßstab jedes objektiven Prinzips der Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen, sondern stellt auch den Herrschaftsanspruch des Subjektes über den inneren und äußeren Kausalitätszusammenhang in Frage. Im „Rausch der Zusammenhangsentfernung“ (SW III, S. 88) und in

<sup>5</sup> Schärf 2006, S. 103-104: „Denn das Gehirn konstruiert nicht zuletzt auch das Gehirn selbst als biologische Realität, es hält demnach in jedem Erkenntnisvorgang, auch dem des Selbsterkennens, immer eine Ebene der Unerreichbarkeit und Uneinsehbarkeit bereit. Das Gehirn ist das Organ, das sich als Tatsache der von ihm selbst geschaffenen Fähigkeit des Erkennens permanent entzieht und an dem die Empirie und die Logik die Segel streichen muss“.

der daraus hervorkommenden assoziativen, alogischen, intuitiven Zusammenhangssetzung, aktiviert sich die Regression in das frühzeitliche Leben, in die Mythologie, in die mediterrane Welt, in das Amorphe, in die auch durch Drogen ausgelöschten „hyperämischen Reiche“, die neue Welten „aus unserem Restgehirn“ hervorbringen: „die Welten sind Rausche, / Schauer, welche sich irren, / faule Brocken, Bäusche / aus unserm Restgehirn, / aber die Übergänge / mit monistischem Ziel: / Schnecken aus Blutgedränge, / Aeol im Trancespiel“ (SW I, S. 120).

In der Geschichte der Menschheit gebe es, laut Benn, „zwei Typen neurologischer Reaktion“, die sich nach der „Empfindlichkeit gegen das Verhältnis des Ganzen und der Teile“ repräsentieren lassen: Für den ersten Typ („Inder, Spekulative, Introvertierte, Expressionisten“) gelte das „Primat des Ganzen, τὸ ἐν καὶ πᾶν, zufälliges Spiel der Formen, schmerzlich und zentripetal“, für den zweiten Typ („Kasuistiker, Aktivisten, ethisch und muskelbepackt“) das „rührige Absolut des Individuellen mit dem Begriff als Registratur“ (SW III, S. 128). Benn betont insofern seine Zugehörigkeit „zu der Reihe der Totalen, der Chaoisten“, als er die Grundstruktur der Wirklichkeitswahrnehmung nach Raum- und Zeitkoordinaten und den damit verbundenen Kausalitätsprinzip demontiert: „wir erfanden den Raum, um die Zeit totzuschlagen, und die Zeit, um unsere Lebensdauer zu motivieren; es wird nichts und es entwickelt nichts, die einzige Kategorie, in der der Kosmos offenbar wird, ist die Kategorie der Halluzination“ (SW III, S. 128). Der epistemologische Bruch zieht eine radikale Redefinition der Ich-Welt-Beziehung nach sich: Der von der modernen Psychologie als „Depersonalisation oder als Entfremdung der Wahrnehmungswelt“ bezeichnete Zustand sowie der von der Zivilisation „unter Führung der Schulmedizin“ anrühlich gemachte Zustand der „Nervenschwäche, Ermüdbarkeit, Psychasthenie“ stellt bei Benn das Hauptinteresse dar, um „die tiefe, schrankenlose, mythenalte Fremdheit“ (SW III, S. 129) zwischen dem Menschen und der Welt künstlich ausdrücken zu können.

Der Impuls zur „Wirklichkeitszertrümmerung“, bzw. zum „rücksichtslose[n] An-die-Wurzel-der-Dinge-Gehen“ (SW VI, S. 215), das Benn als die „innere Grundhaltung“ der expressionistischen Generation bezeichnet, etabliert sich in den Rönne-Novellen in der Absage an eine durch das Gehirn getragene Identität: Indem sich Rönne der empirischen Wirklichkeit entzieht, reagiert er auf den daraus erfolgenden Identitätsverlust mit der Suche nach neuen, vor allem sprachlichen Auswegen.

## 2. Sprache und Identität in den Rönne-Novellen

### 2.1. Gehirne

In dem allen Anschein nach epischem Anfang des Prosastücks *Gehirne*, der einer traditionellen narrativen Darstellungsart entspricht, in dem ein auktorialer Erzähler seine Hauptfigur darstellt („Rönne, ein junger Arzt, der früher viel seziert hatte, fuhr durch Süddeutschland dem Norden zu“,<sup>6</sup> S. 29) und deren Vorgeschichte bis zum Zeitpunkt der Erzählung zusammenfasst („Er hatte die letzten Monate tatenlos verbracht; er war zwei Jahre lang an einem pathologischen Institut angestellt gewesen“, S. 29), lässt sich sofort die interne Fokalisierung (im Sinne Genettes: der Erzähler sagt nur das, was die betreffende Person weiß) des Erzählers erkennen, der nicht nur die Geschehnisse von dem inneren Standpunkt der dargestellten Figur aus darbietet, sondern auch die Fähigkeit zur Introspektion besitzt, d. h. das Bewusstsein seiner Figur als *Objekt* seiner Wahrnehmung darstellt: „das bedeutet, es waren ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen, und das hatte ihn in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft“ (S. 29). Die anaphorische Pro-Form „das“ („das hatte ihn [...] erschöpft“) verweist nicht deutlich auf einen Bezugsausdruck bzw. auf ein Textsegment, sodass die implizite Wiederaufnahme den Referenzträger, und somit die Ursache Rönnes Erschöpfung, unklar erscheinen lässt – d. h. *was* Rönne erschöpft hat, könnte entweder auf die Menge Arbeit („viel seziert“, „zweitausend Leichen“) oder auf den Kontakt mit bewusstlosen Körpern („ohne Besinnen“) verweisen.<sup>7</sup> Dementsprechend entzieht sich die Erschöpfung von Rönne jeder eindeutigen Definition, ihre Entstehung ist insofern „merkwürdig“ und „ungeklärt“, als sie sowohl durch körperliche als auch durch psychische Überlastung hätte verursacht werden können und sich vielleicht mit dem multidimensionalen Phänomen einer durch Arbeitsstressoren hervorgerufenen Neurasthenie (wie z. B. im Falle des „Burnout-Syndroms“<sup>8</sup>) beschreiben ließe – diese „Merkwürdigkeit und Ungeklärtheit bleibt weiterhin das beunruhigende Rätsel“ (Buddenberg 1961, S. 2). Die Unwissenheit des Erzählers führt dazu, dass die Ebene der Perspektivierung nicht bloß auf die Außen-Innen-Opposition reduzierbar ist,

<sup>6</sup> Textpassagen der Rönne-Novellen werden im Folgenden unter Angabe der Seitenzahl nach dem Band III der SW zitiert.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Buddenberg E. (Buddenberg 1961, S. 1-2): „In diesen wenigen Worten liegt der Angelpunkt der Novelle. Durch seine Hände ‚ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen... gegangen‘, während der zweijährigen Arbeit an einem pathologischen Institut. Das wird nüchtern erläuternd hinzugefügt, ohne daß ein Schaudern erlaubt sich auszusprechen; nur diese merkwürdige Hinzufügung ‚ohne Besinnen‘ läßt aufmerken“.

<sup>8</sup> Zum „Burnout-Syndrom“ als Erschöpfungssyndrom, das von einer negativen subjektiven Einstellung zum Arbeitsverhältnis bedingt ist, vgl. u.a. Falkenberg 2014 und Bergner 2010.

während die Verschiebung von Innen/Außen durch die Opposition von „*Fremd- oder Außerwahrnehmung* und *Selbst- oder Innenwahrnehmung*“ der Standpunkte (Schmid 2014, S. 115) auf der Ebene der Psychologie, im Sinne des russischen Semiotikers Boris Uspenskij (1975), wie sie von Wolf Schmid erklärt wird, zu einer möglichen Modellierung der Perspektive führt:

In Uspenskij's Definitionen und Beispielen hat der Ausdruck „Innenstandpunkt auf der Ebene der Psychologie“ zwei unterschiedliche (aber nicht explizierte Bedeutungen): (1) die Darstellung der Welt mit den Augen oder durch das Prisma einer oder mehrerer der dargestellten Figuren (das Bewusstsein ist hier *Subjekt* der Wahrnehmung), (2) die Darstellung des Bewusstseins einer Figur vom Standpunkt eines Erzählers, der die Fähigkeit zur Introspektion besitzt (das Bewusstsein ist hier *Objekt* der Wahrnehmung). (Schmid 2014, S. 115-116)

Beide Innenstandpunkte sind jedoch nicht scharf voneinander getrennt, wie es schon im Incipit deutlich wird. Auch innerhalb der Gedankenwiedergabe lassen sich zumindest drei verschiedene Ebenen unterscheiden: (1) Gedankenzeit, ohne Anführungszeichen, durch Inquit-Formel eingeleitet; (2) Innerer Monolog (extern-situativ motiviert); (3) Bewusstseinsstrom (sprunghafte, assoziative Verknüpfung von Gedankenketten):

(1) Jetzt saß er auf einem Eckplatz und sah in die Fahrt: es geht also durch Weinland, besprach er sich, ziemlich flaches, vorbei an Scharlachfeldern, die rauchen von Mohn.

(2) Es ist nicht allzu heiß; ein Blau flutet durch den Himmel, feucht und aufgeweht von Ufern; an Rosen ist jedes Haus gelehnt, und manches ganz versunken.

(3) Ich will mir ein Buch kaufen und einen Stift; ich will mir jetzt möglich vieles aufschreiben, damit nicht alles so herunterfließt. So viele Jahre lebte ich, und alles ist versunken. Als ich anfing, blieb es bei mir? Ich weiß es nicht mehr. (S. 29)

Die folgende Textpassage lässt zwar keinen Zweifel daran, dass die Identität des wahrnehmenden (*Subjekt*) und des wahrgenommenen Bewusstseins (*Objekt*) vereinigt oder vermischt hervortreten:

Dann lagen in vielen Tunneln die Augen auf dem Sprung, das Licht wieder aufzufangen; Männer arbeiteten im Heu; Brücken aus Holz, Brücken aus Stein; eine Stadt und ein Wagen über Berge vor ein Haus. Veranden, Hallen und Remisen, auf der Höhe eines Gebirges, in einen Wald gebaut – hier wollte Rönne den Chefarzt ein paar Wochen vertreten. (S. 29)

Auf das ‚Zerrinnen‘ der Wirklichkeit reagiert Rönne während der Zugreise mit einer katalogartigen Registratur jeder einzelnen Wahrnehmung. Die Listentextur entspricht zwar der bereits von Rönne betonten Absicht, durch

die Versprachlichung des Wahrgenommenen sich in der „versunkenen“ Wirklichkeit zu orientieren („Ich will mir ein Buch kaufen und einen Stift; ich will mir jetzt möglich vieles aufschreiben, damit nicht alles so herunterfließt“, S. 29), sie enthüllt aber auch Rönnes anankastische Persönlichkeitsmerkmale, die in ritualisierten Zwangshandlungen (man siehe das ‚Hand-Motiv‘) und im sprachlichen Kontrollieren der Wahrnehmung hervortreten, wobei das Wort als Anordnungsprinzip gelten sollte. Vor die ‚Allmächtigkeit‘ des Lebens gestellt bzw. mit einer unkontrollierbaren äußeren Wirklichkeit konfrontiert, wird Rönne bewusst, dass ihm ein tätiges Eingreifen in die Wirklichkeit unmöglich ist: „Das Leben ist so allmächtig, dachte er, diese Hand wird es nicht unterwühlen können, und sah seine Rechte an“ (S. 29). Demzufolge sucht er diesem allmächtigen Leben mit sprachlicher Erneuerung und Umwälzung zu begegnen. Dabei wirken die fünf Texte des *Gehirne*-Zyklus in einem doppelten Sinne wie „eine Reihe von Versuchsanordnungen“, in welchen „eine neutrale Erzählinstanz Rönne dabei beobachtet, wie dieser sich selbst dabei beobachtet, wie sich bei ihm die Bildung von Vorstellungen in verschiedenen Kontexten vollzieht“ (Hanna, Reents 2016, S. 57).

Schon bei seiner Ankunft im Krankenhaus, erscheint Rönne „umleuchtet von seiner Einsamkeit“ (S. 30), als Fremder unter Fremden im neuen Arbeitsmilieu erteilt er Anweisungen an die Mitarbeiter, „bespricht“ mit den Schwestern „die dienstlichen Angelegenheiten fern und kühl“ (S. 30), beobachtet zufrieden die zur Tat gewordenen Anweisungen, als werde ihm nur dadurch möglich, einen Wirkungszusammenhang zwischen seinem Wissen und der Wirklichkeit herzustellen: „Er überließ ihnen alles zu tun: das Herumdrehen der Hebel, das Befestigen der Lampen, den Antrieb der Motore, mit einem Spiegel dies und jenes zu beleuchten“ (S. 30). Dass bestimmte Handlungen aus seinen ausgesprochenen Anweisungen erfolgen, führt Rönne zur Illusion, durch die Sprache eine Kontrolle über die Wirklichkeit ausüben zu können: „es tat ihm wohl, die Wissenschaft in eine Reihe von Handgriffen aufgelöst zu sehen, die gröberen eines Schmiedes, die feineren eines Uhrmachers wert“ (S. 30). Sobald Rönne aber in Beziehung zu den Patienten tritt, erfährt er die unüberbrückbare Distanz zwischen ihm und den Patienten, denn er (so wie Benn) ist nicht mehr in der Lage, den „Einzelfall“ „individualisierend zu beobachten“, weil „die Fragen nach der Vorgeschichte ihres Leidens“ nur „Qualen“ schaffen würden (SW III, S. 128-129). Indem sich die persönliche Identität des Patienten der Wahrnehmung des Arztes entzieht, versucht Rönne den Patienten als entpersonalisierten bzw. anonymisierten ‚Inhaber eines Körpers‘ zu betrachten – die Entmenschlichung des Patienten wird deutlich durch die Wiederholung des unbestimmten Artikels, der zum Auslöschung jeglicher Identität des Referenzträgers beiträgt: „Dann nahm er selber seine Hände [...] erweiterte



oder verengte einen Spalt, durch den Licht auf einen Rücken fiel, schob einen Trichter in ein Ohr, nahm Watte und ließ sie im Gehörgang liegen und vertiefte sich in die Folgen dieser Verrichtung beim Inhaber des Ohrs“ (S. 30).

Trotz der kalkulierten Fremdheit den Patienten gegenüber kann sich Rönne den Vorstellungen nicht entziehen, die er selbst auf den leeren Raum zwischen ihm und den Patienten projiziert, sodass er vor den von ihm selbst erzeugten Bildern kapituliert und keinen Widerstand gegen die Angriffe der Wahrnehmungen leisten kann: „Es schwächt mich etwas von oben. Ich habe keinen Halt mehr hinter den Augen. Der Raum wogt so endlos; einst floß er doch auf eine Stelle. Zerfallen ist die Rinde, die mich trug“ (S. 32).

Ist das Subjekt eine unter vielen Vorstellungen, so existieren auch die Objekte der Außenwelt einzig in ihrer Vorstellungspräsenz. Daraus entstehen Rönnes sprachkritische Überlegungen: wenn jede Wirklichkeit dem Subjekt unzugänglich ist, ist auch die Sprache nicht mehr in der Lage, das Reale abzubilden. Im Kielwasser des um die Jahrhundertwende explodierten sprachkritischen Denkens<sup>9</sup> verzichtet Rönne auf den Wahrheitsanspruch der objektiven Sprache, d.h. auf die traditionelle Adäquationstheorie, die besagt, dass es zwischen der wahrnehmbaren Welt, dem erkennenden menschlichen Geist und der darstellenden Sprache eine sachlogische Übereinstimmung gebe (vgl. Kiesel 2004, S. 177). Es ist Rönne bewusst, dass er lüge, wenn er einem „Aussichtslosen“, der nach der Aufenthaltszeit im Krankenhaus zu seiner Familie entlassen wird, „Glück auf!“ sage, aber es ist ihm auch wohl bewusst, dass seine Worte keiner Wirklichkeit und somit auch keiner Wahrheit entsprechen, sondern nur den inneren Bildern bzw. den Vorstellungsketten, die der aussichtslose Patient in seinem Bewusstsein erweckt hat:

Er wird nun nach Hause gehen, dachte Rönne, die Schmerzen als eine lästige Begleiterscheinung der Genesung empfinden, unter den Begriff der Erneuerung treten, den Sohn anweisen, die Tochter heranbilden, den Bürger hochhalten, die Allgemeinvorstellung des Nachbarn auf sich nehmen, bis die Nacht kommt mit dem Blut im Hals. Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, könnte meinen, daß es hier geschähe. Aber wenn ich mit Worten lügen könnte, wäre ich wohl nicht hier. Überall wohin ich sehe, bedarf es eines Wortes, um zu leben. Hätte ich doch gelogen, als ich zu diesem sagte: Glück auf! (S. 30-31)

Von diesem Punkt an beginnt Rönne, nicht nur die Objekte der Außenwelt als etwas wahrzunehmen, das nur in seiner Vorstellung existiert, sondern auch seine eigene subjektive Identität als eine unter vielen Vorstellungen zu

<sup>9</sup> In diesem Zusammenhang denke man nur u.a. an den Einfluss Nietzsches *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne* (1873), Fritz Mauthners *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1902), Hugo von Hofmannstahls *Brief des Lord Chandos* (1902).

erkennen. Der daraus entstehende Zustand der Depersonalisation, als radikale Fremdheit zwischen dem Subjekt und der Welt, wird insbesondere in der sprachlichen Darstellung des „Trance“-Zustandes sichtbar, der aus dem Zweifel an der Realität der Welt entsteht („an Betten und an Särgen, im Triumph und im Verfall verließ mich die Trance nie, dass es diese Wirklichkeit nicht gäbe“, PuA, S. 314). Im Sinne einer fiktionalistischen Wirklichkeitswahrnehmung, bzw. eines durch das innere Bewusstsein im Modus des *Als-ob*<sup>10</sup> vergegenwärtigten Phantasiegegenstandes, wären auch Rönnes sprachliche Formulierungen zu interpretieren. Indem er nach einem möglichen „Ausweg aus dem parallelen Verlust von innerer und äußerer Wirklichkeit, von Ich und Welt“ sucht, bedient sich Rönne einer als „überindividuelles Kontinuum“ fungierenden Sprache, „um den Prozess des Persönlichkeits- und Realitätsverlustes aufzuhalten“ und „die Grundfesten der Realität wieder herzustellen und neu besprechen zu können“ (Homscheid 2005, S. 90).

Aus dem Perspektivenwechsel zum Aufbau einer neuen Ich-Welt-Beziehung im Modus des *Als-ob* erfolgen sprachliche Formulierungen der Nichtfaktizität, die sich nicht eindeutig interpretieren lassen:

Erschüttert saß er eines Morgens vor seinem Frühstückstisch; er fühlte so tief: der Chefarzt würde verreisen, ein Vertreter würde kommen, in dieser Stunde aus dem Bette steigen und das Brötchen nehmen: man denkt, man ißt, und das Frühstück arbeitet an einem herum. (S. 31)

Die konjunktivische Konstruktion *würde* + Infinitiv lässt die Frage offen, ob die entsprechende modale Funktion reportiv oder unreal zu deuten sei. Diese erste Frage steht aber in enger Verbindung mit einer weiteren Frage, und zwar, ob die Form der Gedankenwiedergabe als erlebte Rede oder als innerer Monolog zu interpretieren sei. Die Konstruktion *würde* + Infinitiv hat in der erlebten Rede zwei Funktionen: zum einen ist sie „analytischer Modus Konjunktiv“, zum anderen „ein Tempus Indikativ Futurpräteritum“ (Smirnova 2006, S. 15; vgl. auch Zifonun *et al.* 1997, S. 1736). Als Tempusform hat die Konstruktion in der erlebten Rede die Funktion, die Zukunft von einem Standpunkt der Vergangenheit zu bezeichnen, wie das Futur I im Gegenwartskontext (vgl. Thieroff 1992, S. 148). Als Modalitätsmarker hat die Konstruktion in der erlebten Rede die Funktion, entweder eine „reportive“ oder eine „irreale“ Modalität zu markieren (vgl. Smirnova 2006, S. 25). Sind die Figurenreden für die *würde*-Umschreibung „prädestiniert“ (Wolf 1995, S. 195), so entspricht die Konstruktion in der Gedankenwiedergabe „der typischen indirekten Rede, insofern als eine illokutionäre und temporal-epistemische Figurenperspektive im abhängigen

<sup>10</sup> Zum Einfluss Hans Vaihinger auf Gottfried Benn vgl. Wodke 1969 und Kemper, Vietta 1997.

Satz eingeschaltet wird und dies durch den Konjunktiv deutlich gemacht wird“ (Fabricius-Hansen 2002, S. 20).

Es ist anzunehmen, dass das durch das *verbum sentiendi* („er fühlte so tief“) eingeführte Textsegment keiner erlebten Rede entspricht, sondern einem inneren Monolog, der auch im zweiten Textsegment (diesmal in der Indikativ-Form) fortführt. Der Doppelpunkt markiert nämlich in diesem Fall eine Kohärenzrelation zwischen drei Textsegmenten, und zwar:

- (0) *Erschüttert saß er eines Morgens vor seinem Frühstückstisch*: > interne Fokalisierung (Rönnes Bewusstsein ist Objekt der Darstellung);
- (1) *er fühlte so tief*: > der Doppelpunkt leitet in den Standpunkt der dargestellten Figur ein, deren Bewusstsein nun zum Subjekt der Darstellung wird;
- (2) *der Chefarzt würde verreisen, ein Vertreter würde kommen, in dieser Stunde aus dem Bette steigen und das Brötchen nehmen*: > der Doppelpunkt markiert zwei verschiedene Ebenen des inneren Monologs bzw. die Ebene der irrealen Vorstellung im Modus des *Als-ob* (bzw. des Konjunktivs) und
- (3) die Ebene der wahrgenommenen Wirklichkeit: *man denkt, man isst, und das Frühstück arbeitet an einem herum* > Fortführung des inneren Monologs im Präsens.

Ist die konjunktivische Konstruktion in (2) nicht als Indikativ Futurpräteritum sondern als Konjunktiv einzustufen, so entspricht sie daher keiner reportiven Funktion, sondern einer irrealen Modalität in Rönnes sprachlicher Darstellung seiner inneren Vorstellungsbilder, die er als *Als-ob*-Projektionen einer imaginären Gegenwirklichkeit fiktiv erarbeitet und vergegenwärtigt (man siehe auch die deiktische Form „in dieser Stunde“). Rönne versucht dadurch, sich zu depersonalisieren und die konkrete Wirklichkeit zu derealisieren: Er betrachtet seine eigene Identität in der Projektionsform eines Anderen, der an seiner Stelle gekommen wäre, um den Chefarzt zu vertreten, und nun spiegelbildlich („in dieser Stunde“) vor die alltäglich betäubende Routine gestellt („aus dem Bette steigen und das Brötchen nehmen“) unter demselben Gefühl der Entfremdung leiden würde.

Durch das Spiegelspiel mit der eigenen Identität, bzw. durch die Erfahrung des Sich-Erlebens als außenstehender Beobachter, kommt Rönne im zweiten Teil seines inneren Monologs (3) zum Identitätsverlust. Seine zerfallene Identität wird in unpersönlichen grammatischen Formen ausgedrückt (*man denkt, man isst, an einem*), während der Verstoß gegen die semantische Regularität der Verbvalenz im Textsegment „und das Frühstück arbeitet an einem herum“, in dem die Präpositionalergänzung einen Dativ der Person statt eines Dativs der Sache enthält (jemand arbeitet an etwas herum vs \*etwas arbeitet an jemandem herum), lässt die Person (*an einem*) als betroffenes Objekt des Handelns einer Sache (*das Frühstück*) erscheinen. Und wenn man auch auf „vage Leerformeln wie ‚Mensch als Objekt‘“

verzichten und handlungssemantisch differenzieren sollte, weil „eine zweite Person in einem Aussagerahmen mit einem Handlungsprädikat [...] immer OBJEKT des Handelns der ersten Person [ist]“ (Polenz 1985, S. 178), ist dieses Objekt jedoch hier nicht von dem Handeln einer Person, sondern von dem Handeln einer Sache betroffen. Das führt zu einer semantischen Passiv-Rolle der betroffenen Person und zu einer aktiven Rolle der handelnden Sache. Rönne erfährt insofern seine Entfremdung der Wirklichkeit gegenüber, als sich sein eigenes Ich in einer rätselhaften ihm fremd gewordenen Welt aufzulösen beginnt und selbst als Gegenstand unter Gegenständen „wahrgenommen“ und „bedacht“ wird:

Wenn ich durch die Liegehalle gehe – dies beschäftigte ihn zu tief – in je zwei Augen falle ich, werde wahrgenommen und bedacht. Mit freundlichen und ernsten Gegenständen werde ich verbunden; vielleicht nimmt ein Haus mich auf, in das sie sich sehnen, vielleicht ein Stück Gerbholz, das sie einmal schmeckten. Und ich hatte auch einmal zwei Augen, die liefen rückwärts mit ihren Blicken; jawohl, ich war vorhanden: fraglos und gesammelt. Wo bin ich hingekommen? Wo bin ich? Ein kleines Flattern, ein Verwehn. (S. 31)

Zerfallen Subjekt und Objekt in ihrer Verbindungsstruktur, so sind „Erkennen und Erkanntes disparat geworden. Kurz gesagt: Erkennendes Subjekt findet nicht Identität mit erkanntem Objekt. Darum bricht Rönne auf aus der Welt empirischer Kategorialität“ (Hillebrand 2009, S. 12). Aus dieser nicht erfassbar gewordenen Wirklichkeit, in der auch die Raumkoordinaten aufgehoben zu sein scheinen („Der Raum wogt so endlos; einst floß er doch auf eine Stelle“, S. 32) entsteht die Dissoziation des Ich in gespaltene und simultane Wahrnehmungen, die Rönne, im halluzinativen „rhythmischen Sichöffnen und Sichverschließen des Ich“ (PuA, S. 314), als rein assoziativ nebeneinanderstellt: „ich gehe durch eine Straße und sehe ein Haus und erinnere mich eines Schlosses, das ähnlich war in Florenz, aber sie streifen sich nur mit einem Schein und sind erloschen“ (S. 31).

In der Novelle *Gehirne* erfährt Rönne noch nicht die Macht der Assoziation, er ist noch nicht bewusst von dem Potential des Wortes für die Wirklichkeitsauflösung. Er fühlt nur die Schwächung des rationalen Denkens und somit die Entfremdung und die Machtlosigkeit des Bewusstseins den Gegenständen der Wirklichkeit gegenüber, seien sie Ereignisse („Was solle man denn zu einem Geschehen sagen? Geschähe es nicht so, geschähe es ein wenig anders“, S. 32), seien sie Dinge („er sei keinem Ding mehr gegenüber; er habe keine Macht mehr über den Raum“, S. 33), seien sie seine Patienten („sie lebten in Gesetzen, die nicht von uns seien und ihr Schicksal sei uns so fremd wie das eines Flusses, auf dem wir fahren“, S. 33). Nur am Ende der Novelle, sobald sich Rönne von dem zurückgerufenen Chefarzt

verabschiedet, wird die Sprache zum ‚sakramentalen Erlösungsphänomen‘:<sup>11</sup> Worte erscheinen in ihrem reinen Assoziationspotential und durch die Schwächung ihrer konventionellen Ausgangssemantik aktivieren sie rauschhafte Zusammenhänge, die das Ich bis zur ‚Überhöhung oder bis zum Verlöschen im Außersich des Rausches oder des Vergehens‘ (SW III, S. 109) befreiend führen:

Aber nun geben Sie mir bitte den Weg frei, ich schwinge wieder – ich war so müde – auf Flügeln geht dieser Gang – mit meinem blauen Anemonenschwert – im Mittagsturz des Lichts – in Trümmern des Südens – in zerfallendem Gewölk – Zerstäubungen der Stirne – Entschweifungen der Schläfe. (S. 34)

Die Syntax entspricht einer horizontalen Textur, in der die Lockerung jeglicher Kohärenzmittel zu einer textkonstitutiven poetischen Potenz führt. Der Gedankenstrich als einziges Kohäsionsmittel sondert Satzglieder und elliptische Sätze so ab, dass jedes Textsegment, wie es gerade im Bereich der Lyrik üblich ist, den Klang und die damit verbundene evokative Wirkung des Wortes auftauchen lässt, während die Semantik eine eher untergeordnete Rolle spielt. Man könnte sogar die Zeilen in Verse übertragen:

ich schwinge wieder  
 ich war so müde  
 auf Flügeln geht dieser Gang  
 mit meinem blauen Anemonenschwert  
 im Mittagsturz des Lichts  
 in Trümmern des Südens  
 in zerfallendem Gewölk  
 Zerstäubungen der Stirne  
 Entschweifungen der Schläfe

Prosodische Regularitäten (man siehe die zweihebigen ‚Verse‘ 1-2 und 5-6-7-8-9) spielen auch eine Rolle im Stufungsprozess, der mit der ersehnten ‚Enthirnung‘ bzw. ‚Entstirnung‘ kulminiert: (1-3) Beginn der ‚Selbstentzündung‘ (SW III, S. 133); (4-7) Regression durch das Südwort bzw. durch die Konstruktion ‚ligurischer Komplexe‘ (SW III, S. 106); (8-9) Ich-Zerfall. Wie Helmut Kaiser bemerkt, bei Benn erscheine die Kritik am Denken und am Begriff zuerst in der Form einer Kritik am Wort: ‚Rönne ist nicht nur unter die ‚Verknüpfungen‘, die Kausalität, geknechtet, er leidet

<sup>11</sup> Vgl. Benn G., Brief an Dieter Wellershoff vom 22. November 1950. In: Benn 1957, S. 203: ‚Das ist seine Grundhaltung, seine Substanz: ist er fähig, produktiv das zu wahren und zu ersetzen, was an äußerer Welt tragisch und für immer verlorengegangen war. – Also eine Elevation durch das Wort, eine Sakramentation des Worts, ein Heiligungs- und Erlösungsphänomen mit Hilfe des dichterischen Worts – das ist Rönne‘.

auch unter dem Wort. [...] Für Begriff sagt er ‚Wort‘, für das Denken gebraucht er das Bild ‚Gehirn‘“ (Kaiser 1962, S. 66).

## **2.2. Zerlösung des Ich mit Hilfe des Wortes in den Rönne-Novellen**

Rönnes Identitätskrise im Prosastück *Gehirne* enthüllt seinen Versuch, das Ich in seinem „Pflichtenkreis“, in seiner „schicksalhaft“ festgelegten Form zu verlassen. Immer wieder „stößt“ er „auf eine Form des Ich, das für einige Augenblicke sich erwärmt und atmet und dann in kaltes amorphes Leben sinkt“, bis er durch die „Zusammenhangsdurchstoßung d.h. die Wirklichkeitszertrümmerung“ die Freiheit für einen rauschhaften „Aufbruch in eine neue Wirklichkeit“ am Ende der Novelle schafft (vgl. PuA, S. 316).

In den weiteren in Brüssel entstandenen Rönne-Novellen aktiviert sich eine neue assoziative und intuitive Zusammenhangssetzung, wobei Rönne danach strebt, seine zerfallene Identität auch mit Hilfe einer ‚neuen Syntax‘ zu rekonstruieren. Das rein assoziative Wort gilt dabei als Hauptmittel zur „Zusammenhangsdurchstoßung, nach der die Selbstentzündung beginnt“, zur Wirklichkeitsauflösung und zur Regression, wobei bestimmte Worte, wie „Blau“, „Anemonenwald“, „Olive“, „Theogonien“ wie ein Katalysator zu den „fernen Reichen“, zur „fahlen Hyperämie“ fungieren: „Worte, Worte – Substantive! Sie brauchen nur die Schwingen zu öffnen und Jahrtausende entfallen ihrem Flug“ (SW III, S. 133). „Worte schlagen mehr an als die Nachricht und den Inhalt“ (SW VI, S. 58), es gilt, ihr Assoziationspotential und ihren „Wallungswert“ zur „Zusammenhangsdurchstoßung“ zu nutzen (SW III, S. 132). Nicht anders als „das animale Sinnesorgan vor der Differenzierung in gesonderte sensuelle Energien“ einiger im Meer lebender Organismen des unteren zoologischen Systems, die bedeckt mit „Flimmerhaaren“ ihre Beziehung zur Umwelt des Meeres herstellten, erscheine, laut Benn, auch die Funktion des Wortes bei Menschen:

Von solchen Flimmerhaaren bedeckt stelle man sich einen Menschen vor nicht nur am Gehirn, sondern über den Organismus ganz total. Ihre Funktion ist eine spezifische, ihre Reizbemerkerung scharf isoliert: sie gilt dem Wort, ganz besonders dem Substantivum, weniger dem Adjektiv, kaum der verbalen Figur. Sie gilt der Chiffre, ihrem gedruckten Bild, der schwarzen Letter, ihr allein. (SW III, S. 131)

Beschreibt *Die Eroberung* den Zerfall und die Eroberung der Sprache (vgl. Gann 2007, S. 86), so entsprechen Rönnes Studien zur „Schaffung der neuen Syntax“ in *Die Insel* der Absicht „die Weltanschauung, die die Arbeit des vergangenen Jahrhunderts erschaffen hatte, [...] zu vollenden“ (S. 65), was bedeutet: in eine neue und angemessene sprachliche Form zu bringen (vgl. Hanna, Reents 2016, S. 287). Diese Absicht artikuliert sich jedoch in den

Novellen in verschiedenen Phasen. Zuerst versucht Rönne, durch rationale Verbindungsketten, die Gegenstände der Wirklichkeit in ihrer nackten bedeutungslosen Gestalt zu erkennen und den entsprechenden rein begrifflichen Inhalt zu benennen: „Aufzunehmen gilt es, rief er sich zu, einzuordnen oder prüfend zu übergehen. Aus dem Einstrom der Dinge, dem Rauschen der Klänge, dem Fluten des Lichts die stille Ebene herzustellen, die er bedeutet“ (S. 46). Durch die eindeutige Denotation kann er die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und der Welt wiederherstellen:

o die Zahl, wie liebe ich die Zahlen, sie sind so hart, sie sind rundherum gleich unantastbar, sie starrten von Unangreifbarkeit, ganz unzweideutig sind sie, es wäre lächerlich, irgend etwas an ihnen aussetzen zu wollen; wenn ich noch jemals traurig bin, will ich immer Zahlen vor mich her sagen; er lachte froh und ging. (S. 37)

Eben wie die Zahlen, die als selbstständige Bedeutungsträger auf das unmittelbare Signifikat verweisen, könnte auch jedes sprachliche Zeichen unmittelbar auf das Bezeichnete verweisen, indem es direkt die Erkenntnis des Bezeichneten bewirkt:

Scheu sah er sich um; höhnisch standen Haus und Baum; unterwürfig eilte er vorbei. Haus, sagte er zum nächsten Gebäude; Haus zum übernächsten; Baum zu allen Linden seines Wegs. Nur um Vermittlung handelte es sich, in Unberührtheit blieben die Einzeldinge; wer wäre er gewesen, an sich zu nehmen oder zu übersehen oder, sich auflehnd, zu erschaffen? (S. 46)

Die katalogartige Textur, wie schon im Incipit von *Gehirne*, wird aber bald von Rönne als unbefriedigendes Erkenntnismittel betrachtet. Er geht durch Straßen und Plätze, betritt Kasinos und Kinos und versucht, sich in die Gemeinschaft zu integrieren. Wie eine „Pore, aus der grünen wollte“ (S. 37) fühlt er sich entfremdet unter Dingen und Menschen, denen er begegnet: „Rönne aber dachte, jeder Mensch, dem ich begegne, ist noch ein Sturm zu seinem Glück. Nirgends meine schwere, drängende Zerrüttung“ (S. 46). Während alle Menschen „mit Schwerpunkten auf Meridianen zwischen Refraktor und Barometer“ leben, ist er der Einzige, der „Blicke über die Dinge [sandte], gelähmt von Sehnsüchten nach einem Azimuth, nach einer klaren logischen Säuberung schrie er, nach einem Wort, das ihn erfaßte“ (S. 47). Bewusst von seiner inneren „Zerrüttung“ zielt er „auf Bereicherung und den Aufbau des Seelischen“ (S. 42) durch eine programmatische Wiederherstellung der Ich-Welt-Beziehung nicht mehr in der Registratur, sondern durch logische Verknüpfungen:

Man muss nur an alles, was man sieht, etwas anzuknüpfen vermögen, es mit früheren Erfahrungen in Einklang bringen und es unter allgemeine

Gesichtspunkte stellen, das ist die Wirkungsweise der Vernunft, dessen entsinne ich mich. (S. 38)

Dieses Vorhaben lässt sich in einer bestimmten Textpassage der Novelle *Die Eroberung* erkennen, in der Rönne seine Wahrnehmungen nicht mehr listenartig registriert, sondern in logischen Assoziationsketten miteinander verknüpft. Er betrachtet einen Korb mit „hellblau[en] und orange[n]“ Orchideenbündeln und kann die aus der Wahrnehmung in seinem Bewusstsein entstandenen Beziehungen triumphierend anordnen:

Die Orchidee, lachte er selbstgefällig, die Blüte des heißen Afrika, der Liebling der Sammler, der Gegenstand so mancher Ausstellungen des In- und Auslandes, jawohl, ich weiß Bescheid, jawohl, ich bin nicht unkundig, selbst zu einem Fachmann fände ich Beziehungen. (S. 39)

Indem er die besondere Sorte Orchidee erkennt, stellt Rönne sie in Verbindung mit seinem Wissen: allem Anschein nach geht es um eine *Ansellia Africana* („die Blüte des heißen Afrika“), um eine seltene Sorte („der Liebling der Sammler“), die deswegen als botanische Besonderheit ausgestellt wird. Jede Assoziation erscheint als elliptischer prädikativer Nominativ (vgl. Duden 2009, S. 896), die Herstellung von Textkohärenz geht jedoch über die bloßen grammatischen Verknüpfungssignale hinaus und impliziert ein „kontextuelles Hintergrundwissen“, bzw. einen kognitiven Prozess, der letztlich als „sprachtranszendent“ auf einem enzyklopädischen Wissen beruht (vgl. Brinker 2005, S. 43).

In diesen objektiven Relationsketten („Ich muß alles denken, ich muß alles zusammenfassen, nichts entgeht der logischen Verknüpfung. Anfang und Ende, aber ich geschehe. [...] Die Konkurrenz zwischen den Assoziationen, das ist das letzte Ich“, S. 67) verzichtet Rönne auf jegliche Vorstellung, er „dient der Sache“ (S. 39), indem er jeden wahrgenommenen Gegenstand logisch mit seinem Wissen verknüpft, d.h. mit seinem Gehirn „frisst“ bzw. überwältigt. Dieser objektiven Sprache, im Gegensatz zu der Metapher, wird eine „ordnende Kraft“ (Preiß 1999, S. 222) zugeschrieben:

Ich habe nördliches Blut, das will ich nie vergessen. Meine Väter fraßen alles, aus Trögen und Stall. Aber ich will mich, sprach er sich Mut zu, auch nur ergehen. Dann wollte er sich etwas Bildhaftes zurufen, aber es mißlang. Dies wieder fand er bedeutungsvoll und zukunftsträchtig: vielleicht sei schon die Metapher ein Fluchtversuch, eine Art Vision und ein Mangel an Treue. (S. 51)

Sobald seine Skepsis der Wirklichkeit gegenüber wieder in Gang gesetzt wird („Aber über allem schwebte ein leises zweifelndes Als ob: als ob Ihr wirklich wäret Raum und Sterne“, S. 50), werden die Assoziationsketten alogisch und rein intuitiv, die rationale Entwicklung der Gedanken wird durch eine „Konfusion der Worte zerstäubt“, sodass man fast den Eindruck hat, dass



„die Verwirrung zu den Ingredienzien des Stils gehört“ (Bense 1979, S. 59), wie z. B. in der folgenden Textpassage, in der eine banale Aufschrift die Regression in mittelmeerische Bilder aktiviert:

Noch hingegeben der Befriedigung, so ausgiebig zu assoziieren, stieß er auf ein Glasschild mit der Aufschrift: Cigarette Maita, beleuchtet von einem Sonnenstrahl. Und nun vollzog sich über Maita – Malta – Muschelfresser – Verkommenheiten – heller klingender Ton einer leisen Zersplitterung, und Rönne schwankte in einem Glück. (S. 52)

Max Bense bezeichnet Benns Schreibweise als „assoziative Prosa“, weil die semantischen und grammatischen Verknüpfungen „nicht logisch, sondern expressiv, also durch Assoziationen“ bewirkt werden, d.h. sie vollziehen sich „in der denkenden und schreibenden Existenz“, und sie werden durch „sinnliche und seelische oder auch geistige Intensität“ der Worte oder Wortverbindungen hervorgerufen (Bense 1987, S. 179). Das Wort dient nicht mehr der Sache sondern der evokativen Suggestion „der Chiffre“ – „ein neues ICH, das die Götter erlebt: substantivisch suggestiv“:

Ach immer wieder in diese Glut, in die Grade der plazentaren Räume, in die Vorstufe der Meere des Urgesichts: Regressionstendenzen, Zerlösung des Ich! Regressionstendenzen mit Hilfe des Wortes, heuristische Schwächezustände durch Substantive – das ist der Grundvorgang, der alles interpretiert: Jedes ES das ist der Untergang, die Verwehbarkeit des Ich; jedes DU ist der Untergang, die Vermischlichkeit der Formen. [...] Schwer erklärbare Macht des Wortes, das löst und fügt. Fremdartige Macht der Stunde, aus der Gebilde drängen unter der formfordernden Gewalt des Nichts. (SW III, S. 131)

Rönnes Studien zur „Schaffung der neuen Syntax“ (S. 65) zielen darauf ab, zu einer Ausdrucksform zu gelangen, in der das Wort den Zwiespalt zwischen dem Ich und der Welt in rein evokativen Formen bzw. ohne jeglichen Anspruch auf die referentielle und kommunikative Funktion der Sprache überbrückt: „Wachgerufen wird in den Bewußtseinsabläufen das Bestreben, das Ungeklärte zu entwirren, das Zweifelhafte sicherzustellen, der Überbrückung des Zwiespalts gilt das Wort“ (S. 67). Verzichtet die Sprache auf die kommunikative Funktion („Den Du-Charakter des Grammatischen auszuschalten, schien ihm ehrlicherweise notwendig“, 65), dann behält das Wort (bzw. das Südwort), „ohne jede Rücksicht auf seinen beschreibenden Charakter rein als assoziatives Motiv“ (SW III, S. 109), sein lyrisches Potential, „bis zur Überhöhung oder bis zum Verlöschen im Außersich des Rausches oder des Vergehens“ (SW III, S. 109), bis zu den „hyperämischen Reichen“, wo jede „Anrede“ „mythisch“ wird (S. 65).

**Bionote:** Nadia Centorbi (1980) hat klassische Philologie und Literatur an der Universität Catania studiert. 2011 promovierte sie im Fach Neuere Deutsche Literatur an der Università degli Studi di Palermo. Zwischen 2011 und 2014 verschiedene Forschungsaufenthalte in Heidelberg (Promotionsstipendium), Freiburg im Breisgau (DAAD-Stipendium) und Marbach am Neckar (DLA-Marbach-Stipendium). 2015-2017 Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Università di Salerno. Seit 2019 ist sie Dozentin und Forscherin (Ricercatrice) für Deutsche Sprache und Übersetzung an der Universität Messina.

**E-mail Adresse:** [acentorbi@unime.it](mailto:acentorbi@unime.it)

## Literatur

- Benn G. 1957, *Ausgewählte Briefe*, hg. von Rychner M., Limes, Wiesbaden.
- Benn G. 1977, *Briefe an Oelze*, hg. von Steinhagen H. und Schröder J., Limes, Wiesbaden.
- Benn G. 2006, *Prosa und autobiographische Schriften in der Fassung der Erstdrucke*, hrsg. von Hillebrand B., Fischer, Frankfurt am Main.
- Benn G. 2007, *Sämtliche Werke*, Stuttgarter Ausgabe, hg. von Benn I. und Schuster G., Klett-Cotta, Stuttgart.
- Bense M. 1979, *Versuche über Prosa und Poesie. Zu Gottfried Benns frühen Publikationen*, in Hillebrand B. (Hg.), *Gottfried Benn*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt.
- Bense M. 1987, *Über expressionistische Prosa*, in Hillebrand B. (Hg.), *Über Gottfried Benn. Kritische Stimmen 1912-1956*, Fischer, Frankfurt am Main, S. 177-181.
- Bergner Th. 2010, *Burnout bei Ärzten. Arztsein zwischen Lebensaufgabe und Lebensaufgabe*, Schattauer, Stuttgart.
- Berning M. 2021, *Anemonenschwert und Lydditgranate. Gottfried Benns inszenierte Dichtergenese im Ersten Weltkrieg*, Wallsterin, Göttingen.
- Brinker K. 2005, *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*, Erich Schmidt, Berlin.
- Brunner H. 1967, *Die poetische Insel. Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Metzler, Stuttgart.
- Buddenberg E. 1961, *Gottfried Benn*, Metzler, Stuttgart.
- Duden-Grammatik 2009, *Die Grammatik*, 8. Aufl. (Duden 4), Dudenverlag, Mannheim/Zürich.
- Fabricius-Hansen C. 2002, *Nicht-direktes Referat im Deutschen – Typologie und Abgrenzungsprobleme*, in Fabricius-Hansen C. u.a. (Hg.), *Modus, Modalverben, Modalpartikeln*. Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier, S. 7-29.
- Falkenberg F. 2014, *Psychische, emotionale und körperliche Erschöpfung. Quellen und Maßnahmen zu dem Burnout-Syndrom bei Lehrkräften*, disserta, Hamburg.
- Gann Th. 2007, *Gehirn und Züchtung Gottfried Benns psychiatrische Poetik 1910-1933/34*, transcript, Bielefeld.
- Hanna Ch. und Reents F. (Hg.) 2016, *Benn-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Metzler, Stuttgart.
- Hillebrand B. 2009, *Gottfried Benn: Gehirne*, Reclam, Stuttgart.
- Hof H. 2011, *Gottfried Benn. Der Mann ohne Gedächtnis. Eine Biographie*, Klett-Cotta, Stuttgart.
- Homscheid Th. 2005, *Zwischen Lesesaal und Lazarett. Der medizinische Diskurs in Gottfried Benns Frühwerk*, Königshausen & Neumann, Würzburg.
- Kaiser H. 1962, *Mythos, Rausch und Reaktion. Der Weg Gottfried Benns und Ernst Jüngers*, Aufbau, Berlin.
- Kemper G. und Vietta S. (Hg.) 1997, *Expressionismus*, Fink, München.
- Kiesel H. 2004, *Geschichte der Literarischen Moderne. Sprache. Ästhetik. Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert*, Beck, München.
- Polenz von P. 1985, *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*, De Gruyter, Berlin.
- Preiß M. 1999, »...dass es diese Wirklichkeit nicht gäbe«. *Gottfried Benns Rönne-Novellen als Autonomieprogramm*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert.

- Schärf Ch. 2006, *Der Unberühbare. Gottfried Benn – Dichter des 20. Jahrhunderts*, Aisthesis, Bielefeld.
- Schmid W. 2014, *Elemente der Narratologie*, De Gruyter, Berlin/Boston.
- Smirnova E. 2006, *Die Entwicklung der Konstruktion würde+Infinitiv im Deutschen. Eine funktional-semantische Analyse unter besonderer Berücksichtigung sprachhistorischer Aspekte*, De Gruyter, Berlin.
- Thieroff R. 1992, *Das finite Verb im Deutschen: Tempus. Modus. Distanz*, Narr, Tübingen.
- Uspenskij B. 1975, *Poetik der Komposition*, Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Wodke F. 1969, *Gottfried Benn*, in Rothe W. (Hg.), *Expressionismus als Literatur*, Francke, Bern/München, S. 309-332.
- Wolf N.R. 1995, *Zur Verwendung einer Hilfsverbform*, in Popp H. (Hg.), *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*, Iudicium, München, S. 193-202.
- Zifonun G., Hoffmann L. und Strecker B. 1997, *Grammatik der deutschen Sprache*. De Gruyter, Berlin.